

Kisuludini, 27. Nov. 1854

Hochwürden und geehrter Herr!

Wir schicken Ihnen ein Dokument, dessen Inhalt Sie möglicherweise überraschen wird, sofern Sie – was wir befürchten - nicht meine Briefe vom vergangenen September erhalten haben sollten. Wie schmerzlich das Dokument für Sie auch sein sollte – soviel ist klar, dass es nicht auf unseren eigenen Fantasien und Zweifeln beruht, sondern auf schlichten Tatsachen.

Es scheint tatsächlich an fehlendem Einschätzungsvermögen und nüchterner Urteilskraft – zum Teil auch an fehlender Erfahrung - zu liegen, wenn wir jemals glauben konnten, dass die Großzügigkeit eines unabhängigen mohammedanischen Herrschers irgendeine Grundlage für Missionarstätigkeit bilden könnte. Sicherlich hätte es ausgereicht, wenn wir still an der Stelle geblieben wären – doch wäre hiermit weder den Missionaren noch der Gesellschaft geholfen gewesen. Diese Niederlassung in Rabbai bei den Wanika war in der Tat der erste Schritt auf dem Wege zu der Schuld, die sie nun in den Augen des arabischen Regimes auf sich luden. Von dort aus schafften sie es, sich weiter und weiter zu schmuggeln (denn so muss man es angesichts der Umstände des Falles nennen) über die Grenzen dessen hinaus, was arabische Freundschaft ihnen zu gewähren bereit gewesen war. Natürlich sagte man nichts gegen sie, solange sich keine ernsthaften Folgen zeigten. Durch eine einzigartige Verkettung von Umständen jedoch, als seine Hoheit sowie der Konsul ihrer Britischen Majestät sich auswärts in Maskat aufhielten und Dr. Krapf folglich auf die Freundschaft und Gastfreundschaft des französischen Konsuls angewiesen war, erwiesen sich „die Reisen der Missionare“ schlussendlich als nachteilig für die Einkünfte der Regierung, obwohl dies nicht im geringsten beabsichtigt war, und womöglich auch als Folge irriger Informationen. Welche Kritik auch immer am Verhalten der Missionare bestehen möge (denn wir sind alle in den Vorwurf eingeschlossen), die eine Tatsache liegt klar zu Tage, dass nämlich, solange die ostafrikanische Küste nicht allgemein den Europäern geöffnet wird, weder die Missionare irgendeinen nennenswerten Stützpunkt werden erlangen können, noch die Heiden je unser Erscheinen bei ihnen verstehen oder würdigen können, solange eine mohammedanische Macht zwischen ihnen und uns steht. Unsere Aufgabe, sie in unserem „Buch“ zu unterweisen (denn so erscheint es ihnen, derweil wir an der Seite ihrer mohammedanischen Obrigkeit und unter deren Befehl stehen), tun sie als reinen Vorwand ab, während man unsere wahren Absichten in nichts anderem sieht als darin, ihre Länder in Besitz zu nehmen. – Und selbst wenn man allein sie betrachtet ungeachtet ihres Verhältnisses zu den Mohammedanern – weitergehende Erfahrung und nähere Vertrautheit mit ihrem Charakter haben uns die Überzeugung aufgedrängt, dass die heidnischen Stämme Ostafrikas, ebenso sehr wie früher ihre Brüder im Westen und Süden des Kontinents, „mit eisernen Stangen gebrochen und wie Töpferware zerschlagen“ werden müssen, bevor sie geeignetes Material für Missionsarbeit

werden. – Nehmen wir zum Beispiel die Leute von Rabbai, die von allen Wanika die besten Voraussetzungen hatten, um sich ein richtiges Urteil über unsere Absichten zu bilden – welchen unmittelbaren Eindruck hinterließ in ihren Köpfen die Nachricht, dass eine „große Zahl von Wasungu“ (d.h. der Hannoveraner Missionare) in Mombasa angekommen sei? Die alte Geschichte von den Wasungu wurde wieder aufgewärmt, die gekommen seien, um ihr Schloss zurück zu erobern. Eine andere ihrer einfältigen Vorstellungen besteht darin, dass wir Männer in unseren Kisten versteckt hielten, um sie eines schönen Tages für einen Angriff auf Mombasa bereit zu haben. Ja, es wird sogar das uns von der Gesellschaft bewilligte Geld, das wir, wie die Eingeborenen wohl wissen, vom Zollinspektor in Mombasa erhalten, zum Beweis dafür genommen, dass wir auf die eine oder andere Weise mit dem arabischen Regime politisch verbunden sind, weil wir „ushuru“ (Abgaben) ausbezahlt bekommen. In ihrer Vorstellung scheinen die Araber uns in gewisser Weise untergeben, wir aber offenbar mit nichts Geringerem zufrieden zu sein, als dem konkreten Besitz ihrer Länder. Bis auf den heutigen Tag betrachten es selbst die Rabbais als entwürdigend, Diener „des Mulungu“ zu werden, und wenn bei einem die Liebe zum Geld so überwiegt, dass er die Schmach hintanstellt und tatsächlich in unsere Dienste tritt (wie es in einem Fall geschah), so wird es ihm bald durch Hänselei und Verachtung verleidet. Dem Journal von Mr. Erhardt werden sie entnehmen, dass in Tanga ein Mann es in seiner Gegenwart vorzog, sich selbst zu verkaufen, anstatt Diener „des Mulungu“ zu werden. Und selbst hier in Rabbai haben wir oft beobachtet, dass unser mohammedanischer Diener dafür gehänselt wurde, in unseren Diensten zu stehen. Und ebenfalls in Tanga weigerten sich, wie mir Mr. Erhardt erzählte, Männer, die an seiner Tür um Essen gebettelt hatten und gebeten worden waren, ein Bündel Heu für seinen Esel zu holen, dies zu tun, obwohl eine Stunde Arbeit für den europäischen Fremden ihnen zu Essen für 2 oder 3 Tage verholfen hätte. -

Nachdem also ein mohammedanisches Regime uns als eine Gefahr für ihre Einkünfte ansieht, aus denen es seine elende Existenz bestreiten soll, und der ostafrikanische Heide, arrogant wie er trotz seiner ausgesprochen Ignoranz und seines Verfalls auftritt, uns mit Verachtung betrachtet und uns von Anfang an als Lügner behandelt (und all dies keinesfalls wegen des Evangeliums) – nach alldem werden Sie sich nicht mehr wundern, dass wir nicht nur uns selbst, sondern auch denen, die uns gesandt haben, die Frage vorlegen – ob die Weiterführung unserer Arbeit in Ostafrika unter solchen Umständen zu rechtfertigen ist, während es in anderen Teilen der Welt viele Heiden gibt, für welche das Auftreten eines Missionars zumindest einsichtig und in gewissem Maße akzeptabel ist. Sollte nicht Ostafrika gegenwärtig besser sich selbst überlassen bleiben, bis günstige Veränderungen in seinen politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen, vielleicht ähnlich denen im Westen und Süden, sich eingestellt haben werden? – Uns ist sehr daran gelegen, auf diese Fragen Antworten des Komitees zu erhalten, und um baldmöglichst aus der schmerzhaften Unsicherheit betreffend unsere Stellung erlöst zu werden, möchten wir Sie bitten, dass Sie ein Schreiben an uns nicht auf Ihre übliche Zeit verschieben, zumal

Briefe, die über Hamburg oder über Aden gesendet werden, uns jederzeit erreichen können. Wünschenswert wäre es allerdings, ein Auge auf Ostafrika zu behalten, es vielleicht sogar ab und an zu besuchen, um die erste Gelegenheit zu ergreifen, unter günstigeren Randbedingungen wieder auf den Plan zu treten.

Dafür betend, dass der Herr sowohl Ihnen als auch uns die höhere Weisheit für die richtige Erkenntnis gewähren möge – und einen williges Herz, um seinen Weisungen zu folgen

bitte ich,  
sehr geehrter Herr,  
hochachtungsvoll verbleiben zu dürfen  
Ihr

J. Rebmann